

21.

Ist ein langsames oder plötzliches Hinscheiden
wünschenswürdiger?

D r e i t e r T h e i l.

Jeremias 31, 25.

Es ist noch eine Ruh' vorhanden;
Auf, müder Geist, und werde Licht!
Du seufzest hier in deinen Banden,
Und deine Sonne scheint nicht.
Sieh auf zu Gott, der dich mit Freuden
Vor seinem Thron wird schöner kleiden;
Und dir, den er unendlich liebt,
Verklärung statt des Staubes gibt.

Es ist noch eine Ruh' vorhanden;
Auf, müder Geist, ermanne dich.
Gott selber löset deine Banden,
Und führt zum Heiligthume dich.
Bald ist dein schwerer Kampf vollendet,
Bald, bald der saure Lauf geendet,
Bald winkt der Siegeskranz dir zu:
Geh' ein, geh' ein zu deiner Ruh'.

Wenn auch Viele sein mögen, welche, stände ihnen die Wahl frei, einst schnell, ohne die Bitterkeit des Todes zu sehen, dahin sterben möchten: sind doch gewiß noch viel mehr, deren Wunsch ist, sich, wenn auch schon auf einem langen und schmerzlichen Krankenlager, zum Empfang ihrer letzten Stunde vorbereiten zu können. Auch sterben wohl die meisten Menschen auf diese Weise; nur wenige plötzlich dahin, von einem unerwarteten Schicksal getroffen.

Der süßeste von allen Toden ist unstreitig der eines hohen, frommen, ehrenvollen Alters, wo mit allmählig verschwundenen

Kräften die Lebensliebe erloschen ist, und der Geist sich zu einem bessern Sein hinüberseht. Da ist das Leben ein nach und nach verglimmendes Licht, welches so lange, wenn gleich dunkel, brennt, bis der letzte Tropfen Del in der Lampe verzehrt worden.

Den süßen Tod des ruhigen Alters zu sterben, unter frommen Kindern und Enkeln an Entkräftung einzuschlummern, ist wohl Jedermanns heimlicher oder offener Wunsch. Er wird selten erfüllt. Selten, weil wenige Menschen verstehen, sich ein gesundes und glückliches Alter in ihren frühern Tagen vorzubereiten. Die Meisten halten mit der ihnen von Gott verliehenen Lebenskraft in den jugendlichen und reifern Jahren übel Haus. Sie verschwenden zu viel davon, bald durch übermäßige Arbeit, bald im Schooße der Wollust, bald durch Unvorsichtigkeit in Bewahrung ihrer Gesundheit, bald durch die Gewalt der Leidenschaften, welchen sie sich überlassen. Nichts reibt die menschliche Kraft schneller auf, als Leidenschaft; die unglückselige Neigung zum Zorn, zum Haß, zum Neid, zur thierischen Wollust. Nichts befördert sicherer zu einem hohen Alter, als heitere Gleichmüthigkeit im Glück und Unglück, wenn man nie im Uebermaß Furcht oder Freude empfindet. — Theils diese Verschwendung unserer Lebenskraft, theils angeerbte innere Neigungen zu einer oder der andern Krankheit, theils Ursachen zu Todeskrankheiten, die wir ohne eigenes Verschulden, durch Ansteckung, Witterung und andere Umstände, empfangen, bringen uns meistens früher, als wir hoffen und wünschen, auf das Sterbebett.

Es geschieht gewiß sehr mit Unrecht, wenn man sich davor fürchtet, während einer Krankheit seine endliche Auflösung mit Gewißheit voranzusehen. Zwar die Krankheit selbst hat vielleicht zuweilen schmerzliche Augenblicke. Aber doch wissen wir, daß körperliche Schmerzen aller Art ihr gewisses Maß haben, welches sie nie überschreiten mögen. Sie können anhaltend, aber

dann nie von unmäßiger Größe sein. Erreichen sie den höchsten Grad, so verlieren sie sich in Betäubung, wo man nichts empfindet. Es gehört nicht immer Todeskrankheit dazu, um große Schmerzen zu erzeugen. Wie viele Menschen litten durch Zerschmetterung und Verstümmelung ihrer Gliedmaßen bei aller übrigen Fülle der Gesundheit mehr, als tödtliche Krankheiten Leiden verursachen können! Demungeachtet wurden solche Unglücksfälle, und oft mit bewundernswürdigem Heldenmuth, überstanden. Ja, die meisten Krankheiten, welche für die Zuschauer am schauderhaftesten zu sein pflegen durch die dabei erscheinenden Verzuckungen, sind für den Kranken selbst gewöhnlich von geringer Schmerzhaftigkeit. Auch würden viele erkrankte Personen gewiß muthig die schwersten Krankheiten erdulden, wenn sie mit Sicherheit auf ihre Genesung hoffen könnten. Ein Beweis, daß ihr ungesunder, oft tödtlicher Zustand ihnen nicht allzupeinlich ist. Ein solcher Zustand wird aber weniger durch sich selbst, als durch die Gemüthsart der leidenden Person erst lästig und unerträglich. Gott legt Niemandem mehr auf, als er zu tragen vermag; aber der Mensch vermehrt seine Bürde oft selbst nur zu sehr durch Ungebuld, Mißmuth, Furchtsamkeit und Verzärtelung. Nicht das körperliche Uebel, sondern das Seelenübel ist immer am schwersten.

Der Mensch mit dem Heldenmuth christlicher Weisheit duldet auch die Krankheit gelassen. Er findet sie leicht. Er weiß, was der Herr verheißt: Ich will die müden Seelen erquickern. (Jeremias 31, 25.)

Der Tod, welchen man auf dem Sterbebette voraussieht, hat vor einem plötzlichen Dinsterven wichtige Vorzüge. Ist dieses oft eine Wohlthat unsers Gottes — und der Vater im Himmel weiß ja immer am besten, was Jedem das Beste ist — so ist jene

Art des langsamen Hinsterbens vielleicht wieder eine noch größere Gnade.

Denn so sorgfältig und ordnungsliebend einer auch immerhin in seinen Lebensgeschäften sei, wird er doch, ehe er sich auf immer von den Seinigen trennt, noch vielerlei zu berichtigen haben, um nicht Verwirrung, Mißverständniß und Unannehmlichkeiten zu hinterlassen, wodurch theils das rechtliche Eigenthum, theils der gute Name gefährdet werden kann. Wer ist in seinem Hauswesen alle Tage so geordnet, daß er zu jeder Stunde ohne großen Nachtheil der Seinigen eine lange Reise antreten könnte? Eine Krankheit, welche uns, vielleicht ohne Hoffnung der Genesung niederstreckt, mahnt uns, vor allen Dingen unsere häuslichen Angelegenheiten in Ordnung zu setzen. Dazu wollte uns Gott zum Besten der Unsrigen Frist verleihen. Wer kann mit Ruhe in den Tod gehen, wenn er nicht vorher für seine Angehörigen gesorgt, Jedem mit Gewissenhaftigkeit das Seinige gegeben, und darauf Bedacht genommen hat, daß nach seinem Tode Niemand in Verlegenheit oder Streit gerathe? Es ist wenig daran gelegen, ob wir den Unsrigen ein großes Vermögen hinterlassen — denn nicht Jeder hat zu dessen Erwerb Gelegenheit gehabt, — aber Alles ist daran gelegen, daß Ehrlichkeit noch den Namen des Verstorbenen ziere. Wir müssen thun, so viel wir vermögen; — Gott sorgt nach dem Tode für das Andere, das wir nicht vermocht haben. Er ist der Vater der Unsrigen. Schon dies ist ein Beweis, daß er es sein will, weil er uns bis zum Tode eine Zeit vergönnet hat, fremdes Gut zurückzugeben; über das, was uns gehört, ein Vermächtniß anzuordnen, worin wir, wenn wir es vermögen, nicht nur unsere nächsten Verwandten, sondern auch unser Hausgesinde bedenken sollen, welches uns mit Treue und Redlichkeit gedient hat; nicht nur unser Hausgesinde sondern auch öffentliche Anstalten, die zum gemeinen Nutzen dienen.

Noch auf dem Sterbebette soll unsere Vaterlandsliebe ein schönes Zeugniß von sich dem Vaterlande geben.

Auch darum ist ein nicht allzulöblicher Tod als eine der schönsten Wohlthaten Gottes zu betrachten, weil wir damit Zeit gewinnen, unsere Freunde vorzubereiten auf unser Abscheiden. Sie werden weniger erschüttert, weniger zermalmt sein, als wenn wir plötzlich von ihnen weggerissen würden. Ihr Schmerz mag noch immer groß sein; aber man trägt das Vorausgesehene stärker, die Stimme des Trostes findet leichter Gehör. — Wie schön bereitete Jesus seine Geliebten vor, als er dem Tode, dem unausweichlichen, entgegenging! Welch ein herzerhebendes Beispiel hat er uns hinterlassen!

Zudem hat jeder Mensch in seinem Leben noch mancherlei kleine Entwürfe zu irgend etwas Gutem, das er nur wegen anderer Umstände verschob. Gott verhütet, daß ihn ein jäher Tod zu schnell davon hinwegraffe. Er empfängt Frist, noch mancherlei Gutes zu bewerkstelligen, und das Ende seines irdischen Daseins mit einigen schönen Handlungen zu krönen. Wie kann man seine Seele freudiger ausathmen, als mit dem Bewußtsein, noch in den letzten Augenblicken göttlich gethan zu haben!

Und wären wir auch nicht reich genug, um auf dem Krankenlager mit sterbender Hand freigebig zu sein und Gutes zu unterstützen — muß man denn immer reich sein, um Gutes zu thun? — Ist nicht oft ein einziges weises Wort tröstlicher, fruchtbarer, heilbringender, als eine Tonne Goldes? zumal ein Wort, gesprochen auf dem Sterbebette von erblassenden Lippen! Ja, das Sterbebett ist eine Rednerbühne, von welcher herab kein Seufzer, kein Wink vergebens gethan wird. Und der, welcher von da spricht, wird mit Ehrfurcht, Glauben und Liebe angehört. Er scheint an den Schwellen des Lebens, vor der offenen

Pforte der Ewigkeit, ein anderer Mensch geworden zu sein. Wahrheit liegt in des Sterbenden Mund.

Ein plötzlicher Tod raubt uns alle diese Vortheile. Und Vortheil darf es doch heißen, wenn wir noch vor dem Uebergang in ein anderes Leben Segen über unsere letzten Stunden verbreiten können. So strahlt auch die untergehende Sonne, ehe sie scheidet, noch einmal herrlicher über alle Fluren hin, welche sie während ihres Tageslaufes erquickte mit Licht und Wärme. Dann können wir uns heiter abwenden von der Erde nach dem schönen Jenseits; dann nach vollbrachtem Tagewerk der Verheißung des Herrn gewärtig sein: „Ich will die müden Seelen erquickten.“

Für den gläubigen Christen, den guten, Gott ergebenden Menschen, den wahren Weisen, hat das Sterben selbst durchaus nichts Schreckhaftes; am allerwenigsten aber in dem Augenblick, da sich der Geist von seiner irdischen Hülle trennen will. Es ist für viele Sterbende ein wahrhafter Genuß gewesen, in der Stille die Entbindung ihres Geistes vom Staube zu beobachten. Sie haben dies deutlich geäußert, zumal wenn sie an Krankheiten erlagen, welche ihnen eine ungestörte Selbstbetrachtung gestatteten. Nichts weniger, als daß ihnen dieser Zustand ein Grausen erregte, wie sie vielleicht in ihren gesunden Tagen selbst gefürchtet haben mochten: nein, sie waren heiterer, feierlicher; Welt und Leben schienen ihnen werthloser gegen den höhern Zustand, in welchen sie sich wunderbar versetzt fühlten.

Das Anfangen des Sterbens ist beim Menschen das wirkliche Anfangen eines höhern Geisteszustandes; und der Geist steht in solchen Augenblicken darum höher, weil die ihn lähmende Schwere des irdischen Leibes nach und nach von ihm läßt. Er wird frei; er erscheint sich selbst in einer ihm vorher unbekannten Stärke und Größe. Dies hat man schon an vielen Sterbenden bemerkt.

Sie haben zuweilen vor ihrer gänzlichen Auflösung einige helle Augenblicke, wenigstens solche, in denen sie sich heiterer den Umstehenden mittheilen können und mögen. Gewöhnlich wissen sie dann nicht nur die Stunde, nein, beinahe den Augenblick ihres Todes genau voraus. Sie treffen auf dieses hin ganz unbefangenen ihre Verfügungen. Sie selbst können aber nicht erklären, wie sie zu dieser Einsicht gelangt sind. Ihre Kräfte haben angefangen, sich auf wunderbare Art zu veredeln. Sie sehen das Längstvergangene wieder hell vor sich, das sie in gesunden Tagen vergessen zu haben schienen, oder dessen sie sich nur dunkel erinnerten. Andere sprechen von künftigen Dingen, und diese gehen in Erfüllung. Man hat den Zustand der Sterbenden daher oft mit einer Entzückung verglichen, oder mit einem Licht, das vor seinem Erlöschen noch einmal, und heller als jemals, aufleuchtet. Folglich ist schon im Sterben die Erhöhung des Geistes. Er streift die schweren Bande des Körpers ab; er wird engelhaft. Er geht nichts weniger als in Bewusstlosigkeit und Schlaf, sondern offenbar in das hellste, unbegreiflichste Selbstbewußtsein über.

Man hat den gewöhnlichen Schlaf oft den Bruder des Todes genannt, aber damit eine ganz irrige Vorstellung mit ins Leben gebracht. Man denkt sich den Schlaf als eine Bewusstlosigkeit, weil man sich beim Erwachen nicht dessen erinnert, was der Geist während des Leibeschlummers dachte. — Aber der Geist hat beständiges Bewußtsein; er lebt nur ein doppelartiges Leben. Das eine mit dem Leibe, das andere lebt er unabhängig vom Leibe. Was er mit dem Leibe, das ist, mit offenen Sinnen, lebt, dessen erinnert er sich allemal bei offenen Sinnen, oder wachend, wieder. Sinegen was er bei geschlossenen Sinnen, oder schlafend, lebt, unabhängig vom Körper, dessen erinnert er sich wachend nicht, oder allenfalls nur dunkel aus

Träumen, in die er übertritt, wenn er seine Verbindung und Thätigkeit mit den Werkzeugen des Körpers wieder anknüpft.

Allein in dem Zustand, da er gleichsam unabhängig vom Körper, bei geschlossenen Sinnen, für sich selbst lebt, erinnert er sich sowohl alles dessen, was er wachend gethan hat, als auch dessen, was er in seinem unabhängigen Zustande lebte. Hier genießt er also gleichsam die Frucht von seinem doppelten Dasein. An uns selbst können wir dies nicht leicht wahrnehmen, weil wir wachend nur das einfache Sinnen- und Leibesleben führen, wo wir uns von dem Fürsichsein des Geistes keine Vorstellung machen. Aber doch, auf der Grenzscheide beider Zustände, wo das Sinnenleben und Fürsichsein des Geistes zusammenschmilzt, im Traum, entdecken wir die Spuren. So erinnern wir uns zuweilen erst im Traum eines früher gehabt Traum, dessen Bild wir wachend nicht fähig waren herzustellen. Ein Beweis von der Thätigkeit des Geistes in Augenblicken, die wir wachend nicht mehr kannten. So begegnet vielen Menschen, daß sie bei manchen Anlässen zu sich selbst sprechen möchten: „Wie ist mir, ist das, was jetzt geschieht, nicht schon einmal da gewesen? Habe ich das nicht schon erlebt?“ Sie sind dessen so sicher, daß sie oft in dem Augenblicke wissen, wer nun reden, was man nun reden und thun werde, weil es schon einmal geschehen ist. Und in der That, was sie dachten, wird geredet, wird gethan. Und doch ist dies keine Wiederholung einer wirklich wachend erlebten Begebenheit, sondern offenbar eine aufgeregte Erinnerung an die Beschäftigung des Geistes während seines Fürsichseins. Er trat damals in die Zukunft gleichsam spielend hinaus. Für ihn, unabhängig von den Sinnen des Leibes, ist keine Trennung vom Künftigen gewesen. Wachend haben wir nur seltene schwache Abspiegelungen vom Thun des Geistes in seinem Fürsichsein.

Auffallender, als an sich selbst, erkennt man die ans Wunder-

bare grenzende Höheit des Geistes, und seines Selbstbewußtseins, an solchen Kranken, die nervenschwach sind, oder im Zustand der Schlafwandler und Schlafredner. Sie erinnern sich in solchen Zuständen alles ähnlichen Vorgegangenen, und zugleich dessen, was sie wachend thaten. Sobald ihr Geist aber wieder in engere Verbindungen mit den offenen Sinnen tritt, erinnern sie sich durchaus nicht dessen, was sie im Schlafe waren und thaten. Sie würden, nun sie wachend sind, glauben, im Schlafe bewußtlos gewesen zu sein, wenn man sie nicht vom Gegentheil belehrte. Der Geist ist also niemals bewußtlos, der Leib schlafe oder wache. Vielmehr wissen wir aus einfachen Erfahrungen an eben geschilderten krankhaften Personen, daß der Geist, während seines Fürsichseins, eine unglaubliche Gewalt hat. Er bedarf der äußern Sinne nicht, um wahrzunehmen, was da ist und geschieht. Er erkennt auf eine für uns unerklärliche Art Menschen und Thiere, selbst das Innere der Personen, selbst das Thun und Treiben entfernter Personen, die er im wachenden Zustand nie gesehen und gekannt hat.

In diese Losgebundenheit vom schweren Sinnenleben tritt der unsterbliche Geist beim völligen Absterben des Körpers wieder ein. Daher ist der Anfang des Absterbens eine Erhöhung seines Zustandes, ein herrliches Freiwerden. Daher die Ruhe der Sterbenden, wenn endlich der wundervoll schöne Augenblick eintritt. Es muß ein unaussprechlich süßer Augenblick sein. Man scheint oft in den Zügen der Verstorbenen, einige Stunden nach ihrem Tode, noch ein zufriedenes, unaussprechlich heiteres Lächeln, als den schwachen, letzten Ausdruck ihres Wohlbefindens, zu sehen. Man glaubt in ihren Mienen zu lesen, wo an ihnen das Wort des Herrn erfüllt ward: Ich will die müden Seelen erquicken.

So ist der Tod also, zumal dem Gerechten, nichts weniger als fürchtbar. Es ist ein himmelvoller Augenblick, da der Geist

in seine eigenthümliche Freiheit und Würde zurückkehrt. Hat er schon früher gelebt, als auf Erden: so wird er sich da erst dessen wieder erinnern, während ihm dies so lange unmöglich war, als ihn die dunkle Binde der irdischen Sinne umfasste, die er tragen mußte, weil er ein Mensch sein wollte.

Und so wird mir Jesu bedeutungsreiches Wort hell: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die Du mir gegeben hast.“ (Joh. 17, 24.) Ja, es ist ein Wiederfinden der Geliebten, ein Wiedererkennen nach der Trennung! — Gibt es schon auf Erden Zustände, wo der Geist des Menschen, zum Theil entbunden vom Leibe, von den ihn blendenden Sinnen, durch seinen bloßen Willen mächtig ist, entfernte, ihm fremde Personen in ihm fremden Gegenden wahrzunehmen: warum nicht mehr noch dann, wenn jede Fessel gebrochen ist?

O Gott, o Vater! auch meine müde Seele wirst Du erquickten. — Nein, ich will nicht mehr zittern vor der Auflösungsstunde. Ich will sie mit jener seligen Zuversicht erwarten, die mir Jesus gab, der Ueberwinder der Todesschrecken; mit jener Heiterkeit, zu welcher Deine unendliche Güte und Liebe mich berechtigt. — O des Entzückens, wenn mir all mein Verlornes nun in dem heiligen, herrlichen Leben wieder wird, dem Du mich geweiht hast! Wenn ich, was meiner Seele theuer war, nach der kurzen Trennung wiederfinde!

Halleluja! Halleluja! Gelobet sei Gott, der namenlos Herrliche, der namenlos Barmherzige! Halleluja, dem allliebenden Vater der Seelen, die er erquickt und verklärt in den Stunden des Todes! Gepriesen sei der Unendliche, der Vater des Lichts und der Seligkeit, von Welten zu Welten durch die Ewigkeit hinab. Amen.
